

# »Ich wollte nie einer dieser verbitterten Ärzte sein«

Stefan Kassner wird Mediziner, für ihn ein sicherer Beruf. Seine Leidenschaft aber ist das Schreiben. Als ihm ein Freund einen Ratgeber für Schriftsteller schenkt, ändert das alles PROTOKOLL VON ANNE BAUM

Ich liebte es schon als Kind, neue Welten zu erschaffen, und dachte mir oft Geschichten für meine Freunde aus. Als Jugendlicher war ich Stephen-King-Fan, schrieb Horrorgeschichten und schickte mit 17 ein Manuskript an einen Verlag. Die Absage hat meine Mutter bis heute aufgehoben. Doch Schriftsteller sein im Hauptberuf? Daran dachte ich nach dem Abitur nicht und wurde stattdessen Arzt.

Wie der Körper funktioniert, faszinierte mich. Wir sind eine Ansammlung von Molekülen, aus denen so etwas Vielfältiges wie das Leben entsteht. Das wollte ich verstehen. Gleichzeitig erschien mir der Arztberuf ein sicherer zu sein. Ich spezialisierte mich auf Hals, Nasen, Ohren und eröffnete meine eigene Praxis in Mannheim mit fünf Angestellten.

Bei jeder Sprechstunde ging ich auf die verschiedenen Temperamente meiner Patientinnen und Patienten ein, diagnostizierte, erklärte, und gleich ging es weiter. Ich tat das gerne, weil es Momente gab, die direkt ins Herz gingen: Ältere Damen, die von ihrer kargen Rente Sekt für den »Herrn Doktor« zu Weihnachten kauften. Eine Patientin aus meiner Assistenzarzt-Zeit, die mich auf der Straße ansprach und mir dankte, dass ich mich nach ihrer Tumordiagnose so lieb um sie gekümmert habe. Ein Gänsehautmoment.

Doch den Alltag prägten andere Erfahrungen. Einige regten sich über Wartezeiten auf, andere nahmen die verschriebenen Medikamente nicht und wunderten sich, dass es ihnen nicht besser ging. Und ich ärgerte mich immer wieder über das Gesundheitssystem. Oft arbeitete ich nicht mehr wirtschaftlich, weil ich in einem Quartal nichts mehr abrechnen konnte und trotzdem weitermachte.

Ich wollte eigentlich nie einer dieser verbitterten Ärzte sein, die über das System schimpfen. Das habe ich ein paar Jahre lang auch geschafft. Aber als ich mein Verhalten reflektierte, merkte ich: Ich fahre leicht

aus der Haut, bin zynisch und blicke von oben herab auf meine Patientinnen und Patienten. Geschrieben habe ich in den rund zehn Jahren nur Überweisungen.

Dann schenkte mir 2018 ein Freund ein Buch: »Wie man einen verdammt guten Roman schreibt« – zu dem Zeitpunkt wäre ich froh gewesen, überhaupt etwas zu Papier zu bringen, geschweige denn ein Buch. Mein Freund wusste von meiner Leidenschaft. Doch ich hatte Angst: davor, die Leichtigkeit beim Schreiben verloren zu haben, wie ich sie noch als junger Mensch hatte. Davor, die Welt nicht mehr so unbeschwert zu sehen.

Trotzdem wagte ich es, wieder zu schreiben, und meldete mich sogar zu einem Fernkurs an. Teil dieses Kurses war es, einen ersten Roman zu verfassen. Ich schrieb über eine Marslandung, die das womöglich elementarste Geheimnis der Menschheit offenbart, und wie sich parallel dazu eine künstliche Intelligenz von ihrem Schöpfer lossagt.

Nachdem ich diesen und einen weiteren Roman geschrieben hatte, schickte ich meine Manuskripte an Literaturagenten. Nach und nach trudelten Absagen ein. Einmal meldete ich mich telefonisch bei einer Literaturagentin und wollte eine Rückmeldung. Sie stand gerade an der Supermarktkasse und zerriss mein Manuskript in Worten, während sie ihre Einkäufe über das Band beförderte.

Es war frustrierend. Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben, als ich im Büro meiner Praxis saß. Eine kurze Ruhepause zwischen den Patienten. In meinem Postfach erspähte ich die Mail einer Literaturagentin. Ich hatte erst keine Lust, sie zu lesen und mir durch eine Absage den Tag zu verderben. Ich las sie trotzdem und suchte vergeblich nach dem Wort »leider«. Sie wollte mit mir zusammenarbeiten. Ich jubelte innerlich und auch in meiner Mailantwort – und erzählte erst mal niemandem in der Praxis davon.

In den folgenden Monaten arbeitete ich als Arzt und schrieb, meistens am Wochenende, wenn die Praxistüren geschlossen waren. Doch meine Literaturagentin machte mir klar: Beides zusammen geht nicht. Ich musste nicht grübeln. Ich war nie ein Arzt, der dann Schriftsteller wurde. Ich war immer ein Schriftsteller, der zufällig einen Arztkittel trug. Trotzdem traute ich mich lange nicht, mich als Schriftsteller zu outen. Was gab mir das Recht, mich so zu nennen? War das nicht anmaßend? Ich hatte zu diesem Zeitpunkt sehr wenig veröffentlicht und wollte nicht, dass es wie ein Hirngespinnst erschien.

Doch dann kam mein erstes Buch gedruckt, voll mit humorvollen Episoden aus dem Arztalltag. Ich legte es im Wartezimmer meiner Praxis aus. Die meisten Patienten waren neugierig, einige freuten sich für mich. Für mich waren das die letzten Monate in der Praxis. Ich hatte ein wundervolles Team, aber ich bin ein Mensch, der keine halben Sachen macht. Ich wechselte den Beruf und den Berufsort, zog von Mannheim nach Mallorca.

Mein Alltag hat sich natürlich extrem verändert. Jetzt stehe ich jeden Morgen um sechs Uhr auf und beginne nach einer Gassirunde mit dem Schreiben, während mein Boston Terrier Goliath neben mir schnarcht. Am Tag arbeite ich rund neun bis zehn Stunden, und das auch am Wochenende. Das ist mehr als zuvor. Oft arbeite ich an zwei Büchern gleichzeitig. Schreiben ist für mich ein Job, aber die Motivation dazu kommt jetzt aus mir selbst.

Nicht immer werde ich von der Muse geküsst. Aber aus meiner Zeit als Arzt habe ich viel Nützliches gelernt: strukturiert zu arbeiten und Abläufe zu optimieren etwa. Oft werde ich gefragt, ob das Geld reicht. Ich verdiene jetzt weniger, doch meine Bücher verkaufen sich nicht schlecht. Außerdem muss ich nicht wie frü-

her eine ganze Praxis unterhalten, sondern versorge nur mich. Ich schreibe viele verschiedene Genres, vom Krimi bis zum Liebesroman, denn ich liebe die Abwechslung. Und schließlich wird das Leben auch nicht nur in einem Genre geschrieben. Außerdem bringt der Beruf es mit sich, sich danach zu richten, was gerade gut verkauft wird.

Der schönste Moment beim Schreiben ist für mich, wenn es plötzlich »klick« macht und die Geschichte funktioniert. Manchmal wachsen mir die Romanfiguren so ans Herz, dass bei den letzten Zeilen ein wenig Abschiedsschmerz dabei ist, wenn ich sie in die Welt hinausicke.

Akzeptanz ist für mich ein wichtiges Thema, das sich durch all meine Werke zieht. In einem meiner Romane outet sich ein Assistenzarzt als homosexuell. In dieser Romanfigur steckt sehr viel von mir selbst. Ein Leser schrieb mir, dass er erst durch den Roman verstanden habe, wie schwer es sei, sich zu outen, jetzt habe er viel mehr Verständnis. Zum Umdenken bewegen, statt nur zu unterhalten: für mich war das ein riesiges Kompliment.

Neulich sagte meine Mutter zu mir: »Ich habe meinen Stefan wieder.« Sie hat recht. Mit dem Arztkittel legte ich auch den Schutzpanzer ab und wurde wieder der, der ich im Innersten immer gewesen bin. Das sieht man auch an meinen Werken: Mein Erstling, der Roman »Der Fehler Mensch«, eine Dystopie über das Scheitern der Menschheit, war sehr viel düsterer und pessimistischer, als ich jetzt schreibe. Meine letzte Veröffentlichung »Ein Inselhotel zum Verlieben« handelt von Neuanfängen auf Mallorca und ist inspiriert von meinen eigenen Erfahrungen. Diese Insel ist meine Heimat geworden. Ich hoffe, hier noch viele Jahre mit den unterschiedlichsten Geschichten, Menschen, Figuren und Erlebnissen verbringen zu dürfen.



Aus Mannheim zog Stefan Kassner, 44, nach Mallorca. Dort arbeitet er als Schriftsteller